Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 4 (1850)

Artikel: Jakob Sarasin und seine Freunde : ein Beitrag zur Litteraturgeschichte
Autor: [s.n.]
Kapitel: Lavater
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-110014

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lavater.

Es wäre überflüßig, über Johann Caspar Lavater (geb. 1741 mithin ein Jahr älter als Sarasin), eine biographische Skizze vorauszuschicken. Die Litteratur über ihn ist so reich, die Urtheile über ihn, bis auf Gervinus hinunter, sind so verschieden, daß es eine eigene Arbeit erforderte, den vorhandenen Stoff aufs Neue zu sichten und zu ordnen. Ich erinnere nur daran, daß in unsrer Gesellschaft selbst schon dazu ein schöner Anfang gemacht worden ist, der hoffentlich nicht ein bloßer Anfang bleiben wird. [1]) — Was wir hier aus der Sarasinischen Correspondenz mittheilen, mag höchstens einige Beiträge zur Charakteristik des seltenen Mannes geben. Schon die äußere Gestalt der vorhandenen Briefe ist merkwürdig. Die wenigsten sind Briefe in einem odentlichen Brieffornat, meist kleine Zettelchen (Chiffons) in Duodez, in Sedez oder Kärtchen mit Einfassungen und Randschnörkeleien aller Art; bisweilen auch mit einer schon im Voraus gedruckten Namensunterschrift. Ein solches Kärtchen hatte einst Lavater (1780), wahrscheinlich in der Zerstreuung, unbeschrieben an Sarasin geschickt; dieser füllte den weißen Raum über dem Namen durch ein sinniges Verschen aus und sandte es an Lavater zurück.

Ich Endsunterschriebener bescheine,
Daß ichs mit Gott und Menschen ehrlich meine,
Und meinen's die Menschen nicht immer gut mit mir,
Tant pis pour eux: was kann ich dafür?
Johann Caspar Lavater.

Die Briefe sind meist sehr lakonisch abgefaßt; in Sentenzen, an denen Lavater reich war und von denen ich einige mittheile, wie sie mir in die Hand kommen:

„Es gehört zum Zeitalter der Humanität, inhuman zu sein."

---

1) In einem Vortrage von Dr. Schenkel. — Vergl. auch Gelzer, Nationallitteratur, 2te Auflage. 2r Band. S. 69 ff.

„Leute, die nie recht haben, haben immer recht."

„Ist in dem Menschen nicht Gott, so ist kein Gott in dem Himmel."

„Was geschieht, ist das Beste was geschehen kann, und wer das Geschehene nicht ehrt wie Gott, der glaubt keinen Gott."

„Lerne Großes wirken durch Kleines in heiliger Liebe."

Dergleichen Sprüche, bald aufgeklebt, bald da, bald dort zerstreut in die Ecke einer Vignette gekritzelt, ließen sich noch viele mittheilen; es mag an dem Wenigen genügen.

Auch in Versen wurde mitunter geschrieben, bald ernst, bald launig. Von letztrer Art sind drei Empfehlungskarten an Sarasin, die Lavater kurz nacheinander an einem Tage den 15. October 1787 ausstellen mußte; die erste heißt:

„Was Lavater dir schickt, wird liebreich angenommen,
Wie mich nimm auf Orell, o könnt' ich selber kommen.

Die zweite:

Ich, Schreiber dieses schrieb ein Briefchen dir so eben,
Was thut's? es wird nur wahr; wer hat, dem wird gegeben.
Ich sende zweitens dir, Herzlieber Sarasin
Herrn Fuchs im Hof von Mainz, ein großes Violin!"

Die dritte:

Hier noch Herr Maler Schwan [1]) er zeichnet sanft und feste,
Der guten Dinge drei — am Ende kommt das Beste."

Daß Lavater mit Gelehrten und Künstlern von ganz Europa in Verbindung stand, kam auch seinen Freunden zu gut, sei es, daß er ihnen die persönliche Bekanntschaft derselben verschaffte oder ihnen doch ein Wort über sie schrieb. Auch an Sarasin schreibt er gelegentlich seine Urtheile über Menschen und Bücher. So über den Maler Tischbein (17. Mai 1781)

1) Später gab sichs, daß der Name fingirt war.

und zwar eingeleitet durch ein Begehren, das bei Lavater selten fehlte: „Verschaffe mir doch ehestens schwarze Kreide von der bestmöglichen, die du bekommen kannst. Wir haben den unvergleichlichen Maler Tischbein bei uns, der sie brauchen möchte. Das ist doch nun einmal ein Mann, der meinem Ideale von Porträtiren so nahe kommt, daß ich mich innerlich unwerth achte, mich von ihm malen zu lassen. Er malt einen Kopf in Lebensgröße von mir, der Gott weiß, besser wird, als alles, was ich je sogar in Basel von Holbein gemalt gesehen. (Lavater liebt bekanntlich die Hyperbeln.)

Wie sehr sich Lavater bestrebte, auch jüngern Künstlern aufzuhelfen und ihnen Arbeit zu verschaffen, ist bekannt. So schreibt er im November 1784 an Sarasin:

„In wenigen Tagen kommt ein Porträtmaler Stumpf von Zürich nach Basel, ein Anfänger, so sehr man es sein kann, schüchtern, langsam, trocken, so viel du willst; aber es wird einst was aus dem Menschen, wenn er ermuntert und unterstützt wird. Ich zähle darauf, daß du ihm deinen Kopf wenigstens hergebest, und ihn hie und dort empfehlest. Mach dir die Freude, einem künftig großen Porträtmaler der Erste außer seinem Vaterland gesessen zu sein und die unreife Rohheit seines Pinsels geduldet und durch diese Duldung ihn schon etwas verfeinert zu haben. Der Mensch ist unter mannigfaltigem Druck. Es liegt mir recht daran, daß er durch Trübsal ins Reich der Kunst und Freiheit eingehe."

Aehnlich verwendet sich Lavater für Gelehrte. So meldet er einmal Sarasin im Vertrauen, daß sich ein edler Jüngling gefunden habe, der durch ihn (Lavater) dem nothleidenden Magus aus Norden, Hamann, 4000 Thlr. zum Geschenk sende. — Gelegentliche Notizen über Stilling, Göthe, die Stollbergs, Zollikofer, Spalding begegnen wir hie und da. — Von Pfeffel heißt es einmal (12. Mai 1789): Pfeffels urbane, attische, in allen Punkten comme il faut Gedichte sind nun meine und meiner Familie Mittagsgewürze. Sollte die Welt nicht diesem

Juvenal-Horaz ein Denkmal stiften? [1]) — Auch der unglückliche Lenz, von dem wir später noch reden werden, nimmt seine Theilnahme in Anspruch. „Lenz lenzelt noch bei mir" schreibt er in seinem ersten noch vorhandenen Briefe an Sarasin vom August 1777 und im December desselben Jahres: „Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen, es ist das einzige Mittel ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden." — Später aber scheint er ihn aufgegeben zu haben. So schreibt er 1780 an Sarasin:

Glaub wer ein Narr (Lump) ist, bleibt ein Narr (Lump)
Zu Wagen, Pferd' und Fuße.
Drum, Bruder, glaub' an keinen Narren (Lumpen)
Und keines Narren (Lumpen) Buße.
Fiat applicatio auf Freund L . . z.

Daß Lavaters und seiner Freunde Gutmüthigkeit häufig von Glücksrittern mißbraucht wurde, läßt sich denken, und hat sich nur zu sehr erwahrt. Aber ist es nicht edler, sich durch solche Erfahrungen den Glauben an die Menschheit nicht trüben zu lassen, als ihn muthlos aufzugeben? So hatte Lavater an Sarasin einen ehmaligen Mönch, der Protestant geworden war, empfohlen und der nachher durch einen Geld- und Uhrendiebstahl seinen Wohlthätern ihre Liebe vergalt. Lavater schreibt darüber ein halb scherz-, halb ernsthaftes Gedicht im Jahre 1789:

Das war ein schlimmer Streich, den Sardi uns gespielet,
Daß er mit Geld und Gold und Uhren lief davon,
Den eiteln Weiberfreund hab' ich am Puls gefühlet,
Doch nicht den Uhrendieb, den Lügner und Kujon.
Was ist dann nun zu thun, mein lieber Sarasin?
Ich denke, du und ich, wir lassen sorglos ihn,

---

1) Ein solches ist schon vor Jahren von Colmar aus in Anregung gebracht worden; aber die Februarstürme von 1848 haben die Ausführung zurückgeschoben.

Wohin er will; will er zum Lügenpapa fliehn, . . .
Doch wollen weislich wir daraus die Lehre ziehn,
Daß Liebenswürdigkeit mit schmiegsamen Gebärden
Oft auf dem Point — ist, Canaille zu werden.
Doch soll der Teufel uns, Freund! nicht den Possen thun,
Und lächeln wie ein Schelm: „ihr Herrn, da habt ihr's nun,
Laßt andre Narren sich mit Gutesthun befassen,
Wollt ihr vor aller Welt euch nicht auslachen lassen!
Weist jeden sofort ab, der Mönch und Ex-Mönch heißt,
Haßt jeden Proselyt, als wie den bösen Geist!"
Das, Bruder! wär' zu arg, und wär' vom Ziel geschossen
Und aus dem Factum mehr, als sich gebührt, geschlossen.
Der alte Schalk soll nicht die Höllenfreud' erleben,
Daß satt und matt wir sein, zum Geben und — Vergeben,
Wir wollen ihm, will's Gott! noch manchen Possen spielen
Und an dem Erz-Kujon durch Wohlthun 's Müthlein kühlen.

Als Commentar dazu heißt es dann noch in Prosa: „Ich lächle gerne lieber, wenn ich weinen und fluchen möchte, damit ich nicht weine und fluche. Der Schurk soll durch Zürich gegangen sein, aber er ließ sich nichts merken. Er dauert mich doch; er hat wider seine Natur gehandelt."

Wir könnten noch ähnliche Anekdoten aufführen. Daß übrigens Lavater nicht nur für Andre, sondern auch manchmal in aller Naivetät für sich selbst die Freunde anzugehen verstand, auch davon finden sich merkwürdige Beispiele. Seine große Liebhaberei für die Kunst, die besonders durch seine physiognomischen Studien genährt wurde, erweckte in ihm hie und da das natürliche Gelüsten nach dem Besitze schöner Bilder. „Ein ganz vortrefflicher Christuskopf von Guido Reni, oder wie ich lieber glaube von Carlo Dolce, so schreibt er unterm 21. October 1786 an seinen lieben Sarasin, der schönste, den ich je noch gesehen, nur etwas zu klein, sonst nah an etwas Wahrem — (?) vortrefflich conservirt, dem Churfürsten von Mainz vor etwas Zeit um 75 Neue-Louisd'or angeboten, um die 50, die er drum

geben wollte nicht erlassen, wird mir, wenn ich ihn auf der Stelle nehme, durch gute Vermittlung, vermuthlich um 40 erlassen. Nun, welch himmelschreiende Sünde, wenn ich ihn sofort kaufte, da ich diese Summe nicht vermag, und beinahe auch himmelschreiende Sünde, wenn ich dieß Schönste, was vielleicht die Erde hat (nicht das Größte, nicht das Grandioseste, sondern das Sanfteste, Duldsamste) aus den Händen ließe und diesen täglichen Genuß des Liebsten und Besten, was die Kunst für mich vor Jahrhunderten hervorgebracht und das gütige Schicksal seinem **Enfant gâté** so nahe vor den Mund gelegt hat, in profane Hände gehen ließe. Ich denke also auf Mittel, ohne meine oder Jemandes Beschwerde dieses Stückes habhaft zu werden. Das simpelste Mittel wäre, so viel von meinen übrigen Sachen zu verkaufen, als der Werth betrüge. Das thäte ich gerne, wenn es sich auf der Stelle ohne Schaden thun ließe. 600 bis 700 Porträte würfe ich gleich weg — meine kostbare Albrecht Dürer-Sammlung gleich weg — aber jetzt geht's nicht. Ich proponire dir also besonders eine Sache und theile dir einen allgemeinen Vorschlag mit. Die 48 **Cahiers** Ausschüsse schlechter Porträts, die ich letzthin zum Besten der Armen verloosen ließ und die, weil ich 18 Nro. hatte, mir im Loose zufielen, sind noch da; ich rechne das Blatt 1 Sch. (nur das Aufziehen kostete mich das). Nähmest du sie **tale quale** um 48 fl., so hätte ich schon ein Schönes an meinen Christus. Da ich aber ewig keinen meiner Freunde géniren oder in einige Verlegenheit setzen mag, so steh' ich lieber von diesem Vorschlag ab und lade dich zu einem leichtern ein. Find' ich sogleich unter meinen Freunden 40 Subscribenten oder Pränumeranten vor 1 Louisd'or, so laß ich den Christus zierlich stechen, mach' einen Text dazu mit Herzenslust und gebe jedem Pränumeranten so viele Exemplare als es bringen mag. So sind wir alle getröstet." — Einen ähnlichen Vorschlag machte er später wieder 1792 zu Gunsten eines andern Guido Reni, wo er sich mit einer Kopie begnügen, aber diese wieder durch

Subscription von Freunden decken will. Jeder soll eine Aktie von 4 Batzen nehmen und dafür soll er die Kopie einen Tag im Hause haben dürfen und noch einen Kommentar von Lavater obenein erhalten. Er selbst setzt hinzu: lächelt des Kindes unschuldiger Kinderei. — Die Selbstironie war überhaupt Lavatern geläufig. Er lachte zuerst über seine Seltsamkeiten, und in einem humoristischen Aufsatz an seinen Enkel Johannes, worin er die Gründe angiebt, warum dieser bloß Johannes und nicht Johann Kaspar heißen soll, spricht er sich gelegentlich über seinen eignen Namen Johann Kaspar dahin aus, daß der Johannes nicht selten die dummen Streiche des Kaspar oder des alten Adam wieder gut machen müsse. — Und so wenden auch wir uns nun vorzüglich dem Johannes zu und der reinen liebenden Johannesseele, die (auch in einem Briefe an Sarasin) von sich sagen konnte [1]): „Ich habe nun einmal die Unart, wen ich einmal liebe, den lieb' ich immer, er mag's gerne haben oder nicht." Daß diese Liebe zu den Menschen bei Lavater ihre Wurzel hatte in seiner Gottes- und Christusliebe, in der er es immer weiter zu bringen trachtete, müssen auch seine Feinde anerkennen.

Hier ist es nicht der Ort, eine ausführliche Darstellung seiner religiösen Gesinnung zu geben, die bekannt genug ist. Aber daß diese Saite auch im Verhältniß zu Sarasin nicht nur gelegentlich mittönte, sondern den tiefern Grundton zu allem Uebrigen gab, ist nicht zu übersehen. Wir haben schon bemerkt, wie bei Sarasins Besuch in Zürich und der Fahrt nach Richterswil das Gespräch vorzüglich auf christliche Dinge gelenkt wurde und diese kommen auch in dem Briefwechsel zur Sprache. So fragt einmal Sarasin Lavatern, welche Bitte im Unser Vater er für die wichtigste halte, worüber Lavater Folgendes antwortet: Du fragst mich: welche Bitte im Gebete des Herrn dem Christen die wichtigste sei? Wenn er alle

1) Brief 123 im 3. Bd.

gleich klar versteht, so sind sie ihm alle gleich wichtig. Es kommt auf den Verstand und das Bedürfniß des Betenden an. Ich kenne sehr wenige, die den eigenthümlichen, nicht bloß allgemeinen Sinn des Gebets des Herrn verstehen, und nur der Verstand einer jeden Bitte, das ist das Eigenthümlichste einer jeden Bitte, kann die Wichtigkeit derselben bestimmen. Wer nicht einen klaren Begriff von dem hat, was Namen Gottes ist, wer nicht das Eigentlichste dabei denkt, nämlich Christum, welcher das gegen uns zugekehrte Angesicht Gottes ist, Gottes Namen, in dem Er auf die auserwählte Menschheit auf eine eigene Weise wirkt, dem wird diese Bitte nie recht wichtig sein. Wer von dem Reiche Christi keine bestimmte und luminöse Begriffe hat, als von einem besondern, allerherrlichsten und geistigsten Freistaate, der alles Uebel auf ewig verdrängt, alles Reine und Gute, was in der Welt zerstreut ist, in sich aufnimmt, dessen Glieder alle Ideale von Königen und Unterthanen sind, der kann kein besonderes Bedürfniß nach der Erscheinung dieses Reiches haben; mithin kann ihm auch die Bitte: „dein Reich komme" nicht vorzüglich wichtig sein. Wer sich geübt hat, Gott als die Liebe, mithin allen Willen Gottes, als den Willen der Liebe, der reinsten Beseligungslust zu denken und zu verehren, und wer mit Wehmuth sieht, wie alle Menschen diesem Beseligungswillen mit Macht entgegenarbeiten, wer sich geübt hat, sich im Geist in die reine himmlische Geisterwelt zu versetzen und gleichsam unter den Engeln zu leben, die mit der Schnelle des Blitzes und unaussprechlicher Freude unaufhörlich den Willen des Herrn vollbringen, dem ist keine Bitte wichtiger, als die: dein Wille geschehe auf Erden, wie in dem Himmel. Wer irdischer gesinnt oder mit Nahrungssorgen schwer belastet ist, und unter dem täglichen Brot irdische Nahrung versteht, dem ist keine Bitte wichtiger, als die: gieb uns heut' unser tägliches Brot. Noch tausendmal wichtiger aber ist diese Bitte dem, der unter diesem Brote den versteht, der sagt: Ich bin das lebendige Brot, das aus dem Him-

mel herabkömmt. Wer von der Menge und Last seiner Verschuldungen gedrückt ist, keinen Ausweg sieht, keine Möglichkeit der Bezahlung oder Vergütung, der kennt keine wichtigere Bitte, als die, welche der Allversöhner ihm mit den Worten zu thun erlaubt: „vergieb uns unsre Schulden.“ Wer die tausendfältigen Versuchungen zur Sünde klärer als klar sieht und die Macht und List des Bösen erkennt, der kann keine wichtigere Bitte thun, als die: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Sarasin gab sich aber mit der Antwort nicht ganz zufrieden, und hier sind wir nun so glücklich, die Rückantwort in Abschrift beigefügt zu finden.

Mit der Analyse des Vater Unsers, schreibt er, bin ich als Analyse sehr wohl zufrieden. Du hast aber meinem (sic) Bedürfniß, zu wissen, was dem christlichen Denker am wichtigsten sei, ganz nicht befriedigt. Siehst du, Bruder! Ich bin im Reich Gottes nicht ein ausgelernter Practicus wie du, sondern ein bloßer Speculant, der hin und wieder einzelne Branchen ein bißchen betreibt und sich große Stücke darauf einbildet, wenn eint oder anderes ein klein Profitchen abwirft, das man in sein unsterbliches Felleisen auf die Reise mitnehmen kann, zu Zeiten bei'm Ausruhen selbes auspacken und beliebäugeln, und kommt man dann einmal heim, es seinen Brüdern kramen. Das ganze Pater in seinem Zusammenhang ist — meiner Meinung nach — auch dem Instruirtesten unerklärbar, warum so und nicht anderst; warum in dieser Ordnung, warum zugleich so klar und so dunkel, so richtig und so widersprechend, so lakonisch und so wiederholend ꝛc. ꝛc. Und darin wären wir also à peu près einig. Was der wahre Sinn jeder Bitte besonders sei, das ist nun vollends ein mer à boire; denn wann man Folianten darüber schriebe, so würde einem der Ungeachtetsten Einer noch immer sagen können was man vergessen hat. Nun hab' ich so zu meinem Amusement das Ding zusammengesetzt, wieder getrennt, versetzt, umgewandt ꝛc. ꝛc. und hab'

versucht, ob ich nicht einen Hauptpunkt finde, auf dem das Ganze ruht, und — Bruder! — nimm mir's nicht übel, . . ich hab's gefunden, es heißt: dein Wille u. s. w. Ohne diese Conditio sine qua non sind die andern Bitten alle unerfüllbar oder können doch nur stückweise und unvollkommen erfüllt werden. Ist aber einmal dieser fromme Wunsch erfüllt, da ist für's andre alle Rath; wir schreiben uns dann nicht mehr. Aber auch ohne dieß tröstliche Perspectiv ist mir als Speculant diese Bitte auf vielerlei Art wichtig und reichhaltig. Sowohl die Lag', die sie voraussetzt, als die Verkettung, in die sie uns zu bringen anträgt, der Modus, wie sie erhört werden kann, die Demarcationslinie dieses Willens Gottes, so wie seine untrügbarsten, von Vernünftelei gereinigten Kennzeichen ꝛc. ꝛc. sind jedes ein besonderes Feld zu unaussprechlich reichhaltigen Betrachtungen, und ich habe nicht den hundertsten Theil derselben angedeutet. Da muß ich mein **liberum arbitrium** auch wieder auf eine ganz neue Art kennen lernen und ich habe stark Ursach zu glauben, daß wir's zu Erfüllung dieser Bitt' gewaltig schulmeistern müssen, und daß wir eigentlich bloß zu diesem Endzweck auf dieser Schulwelt herumtanzen.

Mag nicht weiter gehen. Hätt' noch unendlich viel zu sagen über diesen Punkt, und es war mitten im Meditiren, da ich dir jüngst schrieb und diese Fragen machte. Weißt, daß ich sonst nicht viel auf's Fragen mich lege, sonderheitlich in Sachen des innern Sinns, wo nie Einer für den Andern denken kann. Verzeih' mir, wann ich dich ennuyirt hab. Es soll mir nicht sobald wieder geschehn zu theologisiren. Mit Euch Herrn kommt man immer zu kurz."

Von Lavaters religiöser Richtung kann nicht geredet werden, ohne auch seiner religiösen Seltsamkeiten und Eigenthümlichkeiten zu gedenken, die man bald in das Gebiet der Mystik, bald in das der Schwärmerei oder gar der Ketzerei gewiesen hat. Wir verzichten darauf, die Kategorie hiefür mit einem

Schlagworte zu bezeichnen. Wir berichten nur einfach historisch, daß auch zu dieser lavaterschen Richtung sich Belege und sehr wichtige in der Sarasin'schen Correspondenz finden. Nur ist manches darin für den Ungeweihten Hieroglyphe.

Bekanntlich hegte Lavater die Vermuthung, daß der Apostel Johannes (nach Joh. 21, 22) noch leibhaft auf Erden lebe und diese äußerte er auch in einem Briefe oder vielmehr Blättchen an Sarasin vom 1. November 1792. Darauf bezieht sich dann wohl, was ihm während eines Aufenthaltes in Basel begegnet sein soll, nach einem Billet an Sarasin vom 21. Juni 1796:

„Großes geschah in diesem Hause, in diesem Zimmer vom 20 — 21. Juni, doch alles nur Dämmerung, gegen die anbrechende Morgenröthe. Der Herr ist nahe, und seiner geglaubten Nähe weichen die noch bindenden Geister. Immer mehr, nie ganz, werden wir entbunden. Der Allvereiniger vereinige uns in sich, und aller Egoismus verwandle sich in anbetende Liebe der Liebe, die heißer dürstet, sich uns mitzutheilen, als wir dürsten nach Mittheilung." — Und dann wieder ein Briefchen, datirt von der Ernthalde den 1. Juli: „Großes ist geschehen; geschehen wird Größeres . . . Täglich, ja stündlich hab' ich Spuren, daß mich der Geist des Auserwähltesten umschwebt. Er hieß mich ausdrücklich hieher gehen. Ihn selbst **sah** ich wieder leiblich . . . Ich badete in dem Bade, in welchem Er badete. Er nimmt alle Gestalten an; bald kommt er als Greis, bald als Jüngling, bald als kleiner Knabe, ist unerkennbar und unverkennbar."

Im Zusammenhange mit diesen visionären Zuständen, wie wir sie etwa nennen würden, steht auch Lavaters Glaube an die Wirkungen des Somnambulismus, die eben damals Aufsehen zu erregen anfingen. Er und Sarasin standen in Verbindung mit einer Straßburger Somnambule, Westermännin. Auch in Lavaters Hause wohnte eine Zeit lang ein somnambuler Knabe aus Wädischwyl, über dessen Krankheit die Tochter Lavaters merkwürdige Dinge an Sarasin berichtet. —

Ausführliche Raisonnements von Lavater finden wir nicht; er spricht auch über solche Dinge, wie über andere, sich in Sentenzen, nicht in reflectirter oder in dialektischer Form aus. So schreibt er im Jahr 1785 an Sarasin in Beziehung auf einen medicinischen Rath, den die Westermann wegen seiner Frau gegeben zu haben scheint: „Die Philosophie knirscht, die Schöngeisterei lacht, die Orthodoxie stutzt, die Frömmelei seufzt, Schwachmüthigkeit bangt, und ich bin ruhig, gewiß, froh und — meine Frau — gesund. Quod erat demonstrandum.

Diese Worte führen uns zugleich auf die Urtheile der Zeitgenossen über Lavater. Daß nicht nur Philosophen und Schöngeister, sondern auch Orthodoxe und Frömmler mit Lavater unzufrieden waren, ist aus seiner Lebensgeschichte bekannt genug, namentlich wurde ihm seine Toleranz gegen die katholische Kirche sehr verargt. Das Gedicht: Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche, vom 2. März 1781, welches er Sarasin und Pfeffel dedicirte, warf vielen Staub auf, obwohl es gewiß zu den schönsten Gedichten Lavaters gehört.[1]) — Aber nicht nur die Gegner Lavaters, auch die nächsten und intimsten Freunde fanden manches an ihm auszusetzen, und auch davon finden in der Sarasin'schen Correspondenz sich mehrere Spuren.

Schon aus Zürich selbst läßt sich ein Freund und fleißiger Correspondent Sarasins, Salomon Escher (21. Februar 1778), also vernehmen[2]): „Was Lavater anbetrifft, so begehre ich gar nicht, daß du ihn hassest. Auch ich würde ihn gerne von ganzem Herzen lieben, wenn er als ein Jünger Spaldings und als ein Mann, dem Verdienste nicht abzusprechen sind, mehr Herr seiner Imagination wäre. Von einem Manne aber, der so guten Anlaß gehabt hat, wahr (sic) groß

1) Es findet sich abgedruckt in der zweiten Auflage meiner Vorlesungen (Kircheng. des 18. und 19. Jahrhunderts) Bd. II. S. 322.

2) Briefwechsel Nro. 3 (nach der Mitte).

zu werden, fordre ich mehr, als von gemeinen Menschen. In seinen jüngern Jahren war ich sehr vertraut mit ihm; jetzo aber sehen wir uns nur selten. Ich habe ihn in vielen Situationen gesehen und ich werde mich von Herzen freuen, wenn ich ihn noch in derjenigen sehe, welche alle rechtschaffene Männer meines Vaterlandes zu seinen wahren Freunden macht." — Diese Worte schrieb Escher kurz vor Lavaters Anstellung bei St. Peter. Diese stand eben in Aussicht und von ihr hoffte er eine günstige Veränderung für Lavater. „Hier hat er gewiß viel zu thun, wenn er die Geschäfte, die davon abhängen, als ein ehrlicher Mann und wahrer Diener Jesu besorgen will. Vielleicht fällt dann das Speculativische oder der größte Theil davon weg und macht zu seiner Ehre und zum Nutzen seiner Gemeinde einem praktischen Leben Platz." — Auf welchem Fuße Maler Füßli mit Lavater stand, ist aus Hegners Briefwechsel zu entnehmen. — Auch Pfeffel, der sehr intime Pfeffel, äußert sich in vertraulichen Briefen an Sarasin sehr freimüthig über Lavaters eigenthümliche Ansichten. Schon die Physiognomik wollte ihm nicht ganz einleuchten: „Mein Köhlerglaube an den großen Mann (so schreibt er an Sarasin den 4. Februar 1778) geht so weit nicht, daß ich mir vorstellen kann, er habe z. B. aus Hermes Bildung, sie sei auch wie sie wolle, den ganzen Charakter seines philosophischen Romanes Sophie, alle so contrastirenden Gemälde und Schattierungen seiner Person abziehen können. Ich urtheile wie ein Blinder von der Farbe und werfe mein Urtheil nur für Euch auf's Papier; aber meine ganze Ehre setze ich zum Pfande, daß wenn Hermes unerkannt zu Lavater gekommen wäre, so würde er in seinem Gesicht wenig oder nichts von alle dem gelesen haben, was er durch die Brille seiner Schriften entdeckt hat." — Eben so tadelte er 20 Jahre später an dem raschen Freunde die politischen Schritte in der Revolution, und suchte die Folgen derselben so viel an ihm war zu verhindern. Er hatte durch einen Vertrauten vernommen, daß Lavater im Sommer

1798 einen Brief an Reubel geschrieben, worin er diesem die heftigsten Vorwürfe über die Besetzung der Schweiz machte, ihn an seine Todesstunde erinnerte und ihm drohte, sein Mémoire drucken zu lassen und in ganz Europa herumzuschicken. Darüber schreibt Pfeffel an Sarasin unter Anderm: Ich bitte dich, Bruder! um der Freundschaft willen, die wir beide zu ihm (unserm Gevatter Hans Kaspar) haben, daß du ihn doch mit wenig Worten beschwören mögest, sich um Gottes willen ruhig zu halten und weder sich, noch seiner Familie neue Trübsale auf den Hals zu ziehen . . . Wir wissen beide, lieber Bruder! daß der Gevatter es gut meine, daß sein patriotischer Eifer und Muth zu einer andern Zeit und unter andern Umständen vielleicht etwas gefruchtet hätten, jetzt aber zuverlässig unnütz und für ihn verderblich sein würden.

Unterm 6. Januar 1800 schreibt Pfeffel: „Daß unser Gevatter wieder predigen kann, macht mir große Freude. Die Predigt des Evangeliums gelingt ihm aber ungleich besser, als seine politischen Homilien. Seinen Hirtenbrief an euer Direktorium hätte er, ich will nicht sagen unterlassen, aber doch ein bißchen anders abfassen sollen. Der Ton ist zu harsch und er fordert von den Leuten Dinge, die blos in der Macht der gesetzgebenden Kammer stehen" u. s. w. — Auch Schlosser äußerte sich einmal gegen Sarasin bei Anlaß einer Persiflage, der sich Lavater von Seiten der Berlineraufklärer ausgesetzt hatte: „Schon längst habe ich gewünscht, daß der liebe Zürcherprophet gar nichts mehr oder so wenig wie möglich drucken lasse. Er würde ein eben so großer Mann bleiben, seine Freunde würden ihn wo möglich nur um so viel mehr lieben und er für sich würde ruhigere Tage haben; doch Ruhe scheint gerade das zu sein, warum es ihm am wenigsten zu thun ist." (Brief vom 20. März 1786.)

Diese Verschiedenheit der Ansichten schwächte indessen im Geringsten nicht die innige Anhänglichkeit der Freunde an den edeln Freund, und so schreibt denn auch Pfeffel den 13. De-

zember 1800 (wenige Monate vor Lavaters Tod) an Sarasin: „An unsern guten Lavater kann ich nicht denken, ohne vom tiefsten Schmerz ergriffen zu werden. Gott stehe ihm bei, und stärke ihn durch die Aussicht in das Land, das ihn erwartet.“ Lavater hatte auch wenige Monate zuvor (20. September 1800) Pfeffels gedacht, der ebenfalls kränkelte: Dank, lieber Sarasin! für den uns Allen so erfreulichen Lebensschein Gevatter Pfeffels. Er that wohl daran, meiner wo möglich noch zu warten, daß wir die Reise ins Land des Friedens miteinander machen könnten; doch thut er noch besser, wenn er mir etwas später nachkommen wird. Sein Bleiben hienieden ist auch nicht unnöthig. Mög' er uns bald völlig gesund werden.

Lavaters letzte Stunden sind bei seinen Freunden in zu gutem Andenken, als daß wir nöthig hätten, ihrer weitläufig zu gedenken. Daß er auch noch auf dem Sterbebette seines Sarasin gedachte, läßt sich erwarten. Die Liebesdienste aber, welche der treue Freund den Hinterlassenen geleistet, hier des Näheren zu berühren, verstieße gegen die Pietät, die wir dem Andenken des bescheidenen Mannes schuldig sind. Nur aus einem der letzten Briefe Lavaters an Sarasin möge zum Schlusse Folgendes stehen.

Erlenbach, den 29. Juli 1800.

Deine Zeilen erquickten mich. Erquickung bedarf ich. Gott! durch welche heisse Leiden muß Leib und Geist gereiniget werden! Wie macht mich die himmlische Liebe zu nichts! Wie wird alles ausgebrannt, was nicht Demuth und Liebe ist. Wie an mein Leben glaub' ich an die grenzenlose Seligkeit, die auch begrenzten Leiden folgt. Der glaubt keinen Gott, der nicht die besten Zwecke bei jedem Leiden glaubt. O Lieber! wie anders zeigt sich alles an der Grenze des Lebens, als in der geräuschvollen Mitte desselben! (Ich beschäftige mich, so viel ich kann, mit Arbeiten auf meinen Tod hin, mache Ordnung in Allem, schreibe Denkzettelchen an meine Freunde. Dir schreib' ich vermuthlich in derselben Stunde, da du mir schreibst.

Meine Frau und die Meinigen, die dich Alle lieben, darf ich deiner Freundschaft nicht empfehlen, so wenig als den Deinigen.)

Nächst Lavater stand unter den Freunden Sarasin am nächsten

Pfeffel.

Auch sein Name ist bekannt genug, als daß viel zu bevorworten nöthig wäre; doch da sein äußeres Leben vielleicht weniger Allen gegenwärtig ist, als Lavaters, so erlaube ich mir, eine kurze Skizze desselben voranzuschicken.[1])

Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. den 28. Brachmonat 1736 zu Colmar, hatte seinen Vater, einen geachteten Beamteten (Stättemeister), früh verloren und verdankte seine Bildung theils seinem ältern Bruder, theils dem Kirchenrath Sander in Könderingen, in dessen Haus er eine wissenschaftliche Erziehung erhielt. Im Spätjahr 1751 bezog er die Universität Halle, um die Staats- und Rechtswissenschaft zu studieren. Schon hier zog er sich bei seinen ohnehin geschwächten Augen durch angestrengtes Arbeiten und Nachtwachen eine Ophthalmie zu, die ihn nöthigte, für einige Zeit die Studien auszusetzen. Er kehrte ins Vaterland zurück. In Straßburg gewann er die Liebe seiner künftigen Lebensgefährtin, Cleophe Divoux (Doris), mit der er den 26. Februar 1759 — als Blinder sich trauen ließ. Das eine Auge hatte er schon früher verloren, das andere mußte er, um einer hitzigen Krankheit willen, deren Stoff sich auf dasselbe geworfen hatte, operiren lassen

---

1) Vgl. J. J. Rieder's biographischer Entwurf im Supplement zu Pfeffels Versuche. Stuttgart und Tübingeu 820. — Stöber in den elsässischen Neujahrsblättern 843.